Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 22. Februar 1952 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 8

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Warum?

F. G. v. Rechenberg

Kürzlich sagte jemand zu mir: «Ich kann an einen lieben Gott beim besten Willen nicht mehr glauben, seitdem ich gesehen habe, wie viele Menschen auf Erden unschuldig leiden müssen, obwohl sie beten, zur Kirche gehen und in ihrer Art fromm sind.»

Der, der das sagte, hatte also die Vorstellung, dass der Glaube an Gott zu einer Art Geschäftsverbindung mit ihm führen sollte. Etwa so: Wir liefern laufend Gebete, gute Werke, besuchen die Kirchen und dafür ist dann Gott zu Gegenleistungen verpflichtet: Bewahrung vor Krankheiten, Mehrung unseres Bankguthabens, langes Leben und allerhand irdische Annehmlichkeiten, die dann zum Schluss in ein himmlisches, vom irdischen kaum unterschiedliches, ewiges Wohlleben übergehen.

Wir entsinnen uns, dass Jesus die, die den Tempel in ein Geschäftshaus verwandeln wollten, mit der Geissel aus dem Tempel hinaustrieb. Im Tempel Gottes ist nur Raum für den Heiligen Geist, aber nicht für den Krämergeist der Börse. Es ist schon so: Der Gott, dem Millionen dienen, ist ein Gott ihrer Vorstellung, also ein zurechtgedachter Götze, aber nicht Gott.

Es steht nirgends in der Bibel, dass Leistungen auf unserer Seite, Gott zu Gegenleistungen verpflichten. Es heisst vielmehr im Evangelium: «Und wenn ihr auch alles getan habt, so seid ihr doch vor Gott nur unnütze Knechte», das heisst solche, denen Gott gegenüber zu nichts verpflichtet ist. Was könnten wir auch Gott geben, was er uns nicht zuvor gegeben hat! Was könnten wir leisten, das so gross wäre, dass wir Gott damit binden? Und was wäre ein gebundener Gott?

Wenn man den ersten Knopf eines Rockes falsch knöpft, so kommen alle anderen Knöpfe auch in ein falsches Knopfloch. Eine unrechte Vorstellung von Gott, muss zu falschen Schlüssen führen. Der Gott, den wir uns als eine Art Krankenversicherung und Lebensversicherung und als einen Geschäftsmann vorstellen, ist nicht biblisch. Wer mit Gott dem Leiden entfliehen will, irrt sich. Das Leiden gehört in die gefallene Schöpfung!

Paulus vernimmt das Seufzen des ganzen Kosmos! Wo zweifelt wohl eine gebärende Mutter an der Liebe Gottes, weil sie unter Schmerzen gebären muss? Sie weiss, dass die Schmerzen unbedingt zur Geburt gehören. Ohne Geburtsschmerzen kein neues Leben! Das gilt auch auf dem geistigen Gebiet.

Das Kreuz von Golgatha ist nicht ein Zeichen von Gottverlassenheit, sondern von der Vollendung des Heilsplanes Gottes. Es ist Weg zur Herrlichkeit: «Musste nicht Christus leiden, um in seine Herrlichkeit eingehen zu können?» Nirgends ist verheissen, dass der Christ von den Geburtsschmerzen des Lebens dispensiert ist. Stephanus leidet. Er macht deswegen Gott keine Vorwürfe. Sein Glaube verwandelt aber das Leiden in einen Weg in den «offenen Himmel». Der Schächer am Kreuz, als er die Verbindung mit Christus aufnahm, verlangt nicht dafür Erlösung von seinen Leiden. Er trägt sie still bis zum Ende, aber sie sind ihm durch die Verheissung Jesu zum Gottesweg geworden.

Es kommt nicht darauf an, dass wir von Gott in diesem Leben schmerzunempfindlich gemacht werden, sondern, dass sein Reich kommt und wenn er es aus unserm zerrissenen Leib herausbrechen muss, wie das Kind aus dem schmerzzerquälten Leib der gebärenden Mutter. Stephanus zerbricht und die Geburt des Paulus hat begonnen. Fast alle Apostel starben eines gewaltsamen Todes und wurden Aussaat neuen Lebens. Der Dichter Morgenstern weckt sterbend und leidend auf den Lippen seiner Frau den Osterjubel: «Welche Freude!»

Gott hat das Recht, uns zu verschwenden. Nicht wir sind wichtig, sondern, dass sein Reich kommt, ist wichtig. Und wie klein und schmutzig ist eine Liebe, die auf Lohn wartet. Luther sagt einmal: «Und wenn du mich, Gott, in die Hölle bringst, so liebe ich dich doch. Denn ich liebe dich nicht, um in den Himmel zu kommen. Dass ich dich lieben darf, ist schon Lohn genug. Wenn du mir dann noch deine Herrlichkeit schenkst, so ist das über alles Verstehen und nur Gnade.»

Als das Kreuz zu Jesus kommt, sagt er nicht: «Wie kann mir Reinem so etwas geschehen?» sondern er sagt: «Vater, verkläre Deinen Namen!» das heisst, lass mich das Leid so tragen, dass Du aus der Art wie ich trage, herausleuchtest. Dass also meine Leiden zu einer Geburt, zu einem «zu Tage treten» deiner Herrlichkeit wird.

Es heisst in der Bibel: «Wo ist ein Uebel in der Stadt, das nicht von Gott kommt?» Alles kommt von Gott! Das, was wir «Freude» nennen, weil es uns angenehm ist, und das, was wir «Leid» nennen, weil es uns weh tut. Es ist alles von Gott, durch Gott, zu Gott! das heisst es soll uns immer inniger mit Gott vereinen.

Der begriffene Gott wäre nicht grösser als wir, ist Götze.

Unbegreiflich ist Gott. Sein Weg kennt kein Warum. Oder das Ende des Weges, wird den Weg preisen:

> Die mit Tränen säen,
> werden mit Freuden ernten
> Sie gehen hin und weinen
> und tragen edlen Samen
> und kommen mit Freuden
> und bringen ihre Garben.» (Psalm 126)

Sonntagsgedanken

Fürchte dich nicht!

Das schlimmste Uebel unseres modernen Zeitalters ist und bleibt die Furcht, die auf unsere Gesundheit und unser Leben überhaupt einen grossen verderblichen Einfluss hat. Obwohl uns schon vor fast zweitausend Jahren zugerufen wurde: Fürchte dich nicht! haben wir diese böse «Krankheit» noch nicht überwunden. Die einen haben Furcht, sie könnten arm werden, die andern fürchten sich vor Unfrieden und Unglück, die da kommen könnten. Die nächsten zittern vor dem Gedanken, es könnte vielleicht eine Krise kommen, die übrigen haben sonst Furchtgefühle vor Arbeitslosigkeit, Missverständnissen, Sorgen, und so reihen sich grosse Reihen von Dingen an, die da kommen könnten und nie wirklich eintreffen. Dabei ist es uns ganz klar, dass Furcht eine schlimme Art Unglauben ist? Sich fürchten heisst: nicht in Harmonie mit sich und Gott zu sein. Furcht ist gleich Finsternis, die wir mit allen unseren Kräften bekämpfen müssen, damit wir unser inneres Gleichgewicht behalten können um froh und glücklich zu sein. Zu einem gesunden, lichtvollen, bejahenden Leben gehört Vertrauen zu sich selbst und zu Gott. Furcht müssen wir ablegen, wie ein Gewand, das uns zu düster ist. Und wie wir ein Kleid auswählen können, so können wir auch Kraft unserer Gedanken, die Furchtgefühle zur Seite stellen, indem wir ihnen mit frohen Gedanken entgegentreten. Ja sogar ein: «Weiche von mir, Versucher!» — hat schon manchem über das Fürchten geholfen, und wenn wir um die innere Freiheit beten, so wird es uns auch gelingen, das Uebel «Furcht» zu überwinden, zudem wissen wir, dass ER alle Tage bei uns ist, also warum sich fürchten.

L. Phenn

Aufruf an alle Frauen der Schweiz

Den Appell der Schweizer Europahilfe an das Schweizervolk, auch dieses Jahr wieder in die am 25. Februar beginnende Sammlung Mittel zu spenden, unterstützen die unterzeichneten Frauenverbände aufs wärmste. Finanzielle Hilfe ist dringend vonnöten angesichts der schweren Lebensbedingungen von Millionen von Flüchtlingen.

Bund Schweizerischer Frauenvereine
Evangelischer Frauenbund der Schweiz
Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein
Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Verband Christkatholischer Frauenvereine der Schweiz
Bund der Israelitischen Frauenvereine der Schweiz
Sozialdemokratische Frauengruppen der Schweiz
Frauenzentralen der Schweiz
Schweizerischer Landfrauenverband

Der föderalistische Weg zum Frauenstimmrecht

Anmerkung der Redaktion

Die Verfasserin nachfolgenden Artikels propagiert mit vollem Recht die Ausdehnung des Stimmrechts auf die Frauen im Gebiet des Bundes, also ohne dass zuerst Versuche in Gemeinden oder Kantonen angestellt würden. Die Verwirklichung ihrer Idee erhofft sie in der Lancierung einer Initiative auf Verfassungsänderung, über welche die jetzigen Alleininhaber des Stimmrechts, die Männer, zu befinden haben.

Wir fragen uns: ist dieser Schritt, die Lancierung einer Initiative, augenblicklich nicht übereilt? Meist erweist sich die Bundesversammlung als fortschrittlicher denn der Souverän. Sollte es diesmal umgekehrt sein? Ist zu erwarten, dass die männlichen Stimmbürger in ihrer absoluten Mehrheit und als Mehrheiten in mehr als 11 Kantonen Ja zur Einführung des Frauenstimmrechts sagen, nachdem die Gegner im Ständerat siegten (zwar nur 19 gegen 17)? Es fragt sich, ob es nicht politisch klüger ist, den Männern zuerst den Nachweis zu leisten, dass nicht bloss einige Suffragetten die politische Gleichberechtigung mit dem Mann begehren, sondern ein derart respektabler Teil der Schweizerfrauen, dass es auch der Mehrheit der Männer unklug erscheinen würde, weiterhin auf ihrem jetzigen Stimmrechtsprivileg zu beharren. Das Mittel, den Prozentsatz der politisch interessierten Frauen festzustellen ist die statistische Frauenbefragung, wie sie zum Beispiel Prof. Dr. Max Huber, Ständerat Picot und neuerdings Bundesrat Petitpierre in seiner Luzerner Rede in Erwägung gezogen haben.

Darüber, ob schon jetzt eine Initiative zu lancieren oder zuerst eine Befragung der Frauen durchzuführen oder ob gar noch ein anderer Weg zu beschreiten sei, wird die ausserordentliche Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht vom 21./22. März 1952 in Bern zu befinden haben.

*

In seinem Bericht über das für die Einführung des Frauenstimmrechts einzuschlagende Verfahren vom 2. Februar 1951 hat der Bundesrat die Auffassung vertreten, dass es dem föderativen Aufbau unserer Schweizerischen Eidgenosenschaft besser entspreche, wenn den Frauen das Stimmrecht vorerst in Gemeinde und Kanton eingeräumt werde; da dies noch nirgends gemacht worden sei, erscheine ihm die Behandlung der Frage im Bund verfrüht.

Die Aktion des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht hat sich während bald 50 Jahren ebenfalls von dieser Auffassung leiten lassen und deshalb ernsthafte Vorstösse im Bund unterlassen. Zum ersten Mal hat er sich im letzten jahr intensiv für das Frauenstimmrecht im Bund eingesetzt, nachdem die Frage auf parlamentarischen Vorstoss hin im Nationalrat anhängig gemacht worden war. Da nun aber der Ständerat in der Septembersession die parlamentarische Weiterbehandlung durch sein Nein abgestoppt hat, macht sich im Stimmrechtsverband erneut eine starke Strömung zum Rückzug auf die Kantone und Gemeinden geltend, um dem sogenannten föderativen Weg die Treue zu halten.

Der föderative Aufbau unseres Landes wird wohl sozusagen von jedermann als wertvoll, ja sogar als lebensnotwendig für unser Land anerkannt. Man muss sich aber hüten, daraus folgern zu wollen, dass alles Neue, wenn es begründet und unserem Volk angepasst sein soll, nur von den Gemeinden her über die Kantone in den Bund vorgetragen werden könne. Wäre dem so, dann hätte jedenfalls der Bundesgesetzgeber unsere föderative Struktur schon zu zahlreichen Malen verletzt. Denn er hat öfters etwas eingeführt, das für die Gemeinden und Kantone neu war. Hat er nicht — um ein Beispiel zu nennen — kürzlich die Einführung der Alters- und Hinterbliebenenversicherung gewagt, ohne dass sie vorher in Gemeinden und Kantonen erprobt wurde?

Es ist das Verdienst von Herrn Ständerat Picot (Genf), bei der Frauenstimmrechtsdebatte im Ständerat darauf hingewiesen zu haben, dass gerade der Ausbau der demokratischen Rechte, der uns hier besonders interessiert, vom Bund her stark gefördert worden ist. Er hat im Laufe der Diskussion auf eine Kritik des Herrn Bundespräsidenten hin genauer ausgeführt, dass im letzten Jahrhundert zahlreiche Kantone gewisse persönliche Frei-

Angelika Kauffmann 7

Ein Künstlerroman aus dem XVIII. Jahrhundert

Von Hilde Passow-Kernen

Angelika war von ihrem ersten Besuch bei Reynolds höchst befriedigt. Ebenso wie sie selbst schien der englische Meister der Porträtkunst mit den Winckelmann'schen Ideen und der Antike verbunden. In dieser Uebereinstimmung hatte Angelika jenen Kontakt gefunden, den sie wünschte. Der unbeschreibliche Glanz im Hause des ebenso geistreichen wie liebenswürdigen Kollegen, die imposante Sammlung wertvoller Gemälde und Kunstgegenstände und — last but not least — die dort verkehrende vornehme Gesellschaft hatten auf die Malerin, die sich jetzt ganz besonders wieder als Anfängerin vorkam, einen grossen Eindruck gemacht. Wohl war sie in Schlössern, Palästen und reich ausgestatteten Häusern schon zu Gast gewesen, aber einem Maler, der sich mit einem derartigen Luxus umgeben konnte, war sie noch nie begegnet. So kam ihr zum Bewusstsein, wie sehr sie sich noch anstrengen musste, um auch nur eine Spur dieses Erfolges zu erreichen.

Eine Eigenschaft war bei Angelika ganz ausgeprägt vorhanden: die Anpassungsfähigkeit. Mit erstaunlicher Leichtigkeit wusste sie sich in jede neue Lage zu finden.

Ihre Persönlichkeit wirkte umso stärker, je natürlicher sie sich geben konnte. Dagegen fehlte ihr jenes einseitig materiell betonte Streben nach Erfolg, das andere Künstler oft zu sehr erfüllt. Was sie an Fleiss und Strebsamkeit aufbrachte, verdankte sie mehr dem beständigen Ansporn ihrer Umgebung als einer nie erlahmenden Tatkraft. Sie besass ein weichmütiges, schmiegsames Wesen, das im Widerspruch stand mit ihrem zeitweisen Unabhängigkeitsdrang. Die ehrgeizigen Pläne ihres Vaters kamen ihr wohl zu statten, doch fühlte sie sich zuweilen davon belastet.

Die Neigung, Anschluss und Schutz zu suchen, verband sich in ihr mit einer leichten Beeinflussbarkeit. Aus dieser Anlage ergaben sich gewisse Konflikte, die dadurch noch verschärft wurden, dass ihre Erziehung schon früh einer selbständigen Entwicklung überlassen geblieben war. Sie war lernbegierig und benützte jede Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu bereichern.

Seit ihrem Aufenthalt in Rom hatte sich ihre Einstellung zur Kunst stark verändert. Angelika erkannte durch die Lehren Winckelmanns, wie wichtig es sei, sich mit der klassischen Kunst und Literatur zu beschäftigen. Sie nahm Unterricht in Latein und Griechisch. Mit Begeisterung machte sich die Malerin hinter das Studium Heynes, der als Begründer der wissenschaftlichen Mythologie galt. Auf diesem Wege kam sie von der spielerischen Kunst des Rokoko zur ethisch vertieften der Antike. Die Leichtigkeit, mit der sie sich den Göttersagen widmete, musste irgendwie im Einklang stehen mit ihren religiösen Empfindungen.

Lord Burky zeigte Angelika unverhohlen seine Zuneigung. Dank seiner Bemühungen erhielt sie den Auftrag, an der Dekoration eines der elegantesten Klubhäuser Londons mitzuwirken. Auf seine Empfehlung hin lud Lord Tavistock, der im Boddle's Club eine führende Rolle spielte, die Künstlerin zur Besichtigung der Klubräume ein. Gemeinsam mit Lord Burky fuhren sie in einer vornehmen Kalesche nach St. James Street.

Ueber breite Treppen und endlose Gänge gelangten sie durch mehrere saalartige Räume in einen achteckigen Salon.

«Nun, Miss Kauffmann, wie gefällt Ihnen die Bauart dieses Raumes?» fragte Lord Tavistock, ein älterer, gütig aussehender Herr.

«Die Architektur ist äusserst originell, Mylord. Die Dekoration müsste sich dem Stil anpassen. An welche Art von Malerei haben die Herren wohl gedacht?» fragte Angelika, indem sie sich überlegend nach allen Seiten umschaute, mitgebrachte Entwürfe vorlegte und Pläne erwog.

«Ich hatte vor allem an historische Motive gedacht, Lord Burky gibt allegorischen Figuren den Vorzug. Nun bin ich gespannt auf die heroischen Gestalten Homers und Hesiods, die unsere prosaischen Köpfe überschweben werden», antwortete Lord Tavistock freundlich lächelnd.

«Sie sehen», ergriff jetzt Lord Burky das Wort, «wir lassen Ihrer künstlerischen Phantasie vollkommen freie Wahl. Sie entwerfen einfach nach Ihrem Gutfinden, und zum Schluss werden wir Ihre Zeichnungen den Baumeistern Adams vorlegen.»

«Ich danke Ihnen, meine Herren, Sie dürfen überzeugt sein, dass ich mir Mühe geben werde», versprach die Malerin, ihre Zeichnungen in der Mappe versorgend.

Die Deckengemälde im «Boddle Club» fanden viel Anerkennung. Angelika erhielt dadurch auch mehrere private Aufträge. Ihre griechischen Götter und Göttinnen schmückten Chandos House, den berühmten Sitz des letzten Herzogs von Buckingham. In vielen privaten und staatlichen Palästen führten nun die von ihr gemalten Nymphen und Cupidos ihr irdisches Dasein.

Eine Anzahl von Empfehlungen verdankte die Malerin Lord Burky, dessen beständige Aufmerksamkeit sie allmählich zu beunruhigen begann.

Durch die Erkrankung ihrer Gastgeberin sah Angelika sich gezwungen, für eine eigene Wohnung zu sorgen. Am Golden Square fand sie eine möblierte Atelierwohnung, die aber noch renoviert werden musste. Lady Wentworth drang darauf, dass Angelika erst dann einziehen sollte, wenn die Arbeit vollendet sein würde. Bei aller Freude, die Angelika über die hübsch eingerichtete, an einem freien Platz gelegene Wohnung mit den hell belichteten Atelierräumen empfand, bedrückte sie der Gedanke, dort dann ganz allein zu wohnen.

Draussen lagen grau in grau die ersten unfreundlichen Herbstnebel, so dass sie täglich nur noch einige Stunden bei Tageslicht arbeiten konnte. Bei starkem Nebel begann die Dunkelheit schon am frühen Nachmittag überhand zu nehmen und beeinträchtigte auch ihre Stimmung. Fragen über Fragen türmten sich vor ihrer Seele auf. Aus den Briefen des Vaters erfuhr sie, dass seine Abreise sich noch um einige Zeit verschoben habe.

Es war Abend geworden. Angelika sass am Schreibtisch. Sie rechnete vor sich hin: «Miete, Bedienung, Essen, Kleider, Wäsche.» Pfund auf Pfund wuchsen die Beträge in die Höhe. Gewiss, auch sie gehörte zu jenen geplagten Menschen, die nicht auf der Welt waren, um es schön zu haben. Vor ihr lag ein Band von Rousseau, den Füssli ihr damals in Rom geschenkt und in dem sie erstaunlich viel Wahres gelesen hatte. Manche Menschen lebten unbekümmert drauflos, ihr Lebensstandard war traditionell gesichert, von einem Geschlecht auf das nachfolgende vererbt. Andere kämpften um das Notwendigste. Angelika schrieb, rechnete und überlegte. Auf ihrem jungen Gesicht zeigten sich Sorgenfalten. Sinnend strich sie sich mit dem Federkiel über die Stirne, als wollte sie unangenehme Gedanken fortwischen.

III

Im Atelier am Golden Square standen die Fenster weit offen. Durch die geöffneten Fenster schau-

Hermine Faessler †

Hermine Faessler, die aus dem Kanton Appenzell stammende Zürcher Schriftstellerin, ist am 20. Januar im Krankenhaus Trogen einigen kurz aufeinander folgenden Schlaganfällen erlegen. Mit vielen neun Plänen war die rastlos geistig Schaffende in das neue Jahr getreten. Trotz der Lähmungen, glaubte Hermine Faessler bestimmt an Wiedergenesung, erst die letzten Tage raubten ihr das Bewusstsein und sie ging still davon aus unserer Mitte und wurde in Rehetobel, wo ihre letzte noch lebende Schwester wohnt, bestattet. Mit grösster Energie hat sich die im Jahr 1883 Geborene ihr Studium, ihr Doktorat, erkämpfen müssen. In einem ersten Roman, «Der Aufstieg», schildert sie, sehr aus eigener Anschauung, die Sorgen und Nöte der stickenden und webenden Bevölkerung, deren Verdienst von der Lage des Weltmarktes abhängt. Sie schildert die Arbeitsvorgänge bis in die kleinsten Tätigkeiten und die Arbeit, wie sie sich auf die fleissigen Hände aller Familienmitglieder verteilt. Es ist ja der erlebte Grund und Boden ihrer eigenen Kindheit. Sie, die äusserlich verschlossene, hat sich in kleinen Skizzen immer wieder für das Leben der appenzellerischen Textilarbeiter eingesetzt, denn nicht jedem gelingt der «Aufstieg» vom Kühlein des Grossvaters zur Fabrik des Enkels. Hermine Faessler hinterlässt uns einen grossen, unveröffentlichten biblischen Roman, zu dem sie, die Realistin und Historikerin, ernste Studien in britischen Museen und in Jerusalem gemacht hat. Dass sie beim Zustandekommen unserer Landi wissenschaftlich mitgearbeitet hat, soll auch nicht vergessen sein. Ihr Entwurf zu einem Festspiel für die Sechshundertjahrfeier der Stadt Zürich, «Das Werkzeug», wurde mit einem Preis ausgezeichnet. Die Dichterin hatte die glückliche Eingebung, den als historische Persönlichkeit wenig bedeutsamen Bürgermeister Rudolf Brun als Werkzeug der Vorsehung in das dramatisch-bewegte Spiel zu stellen. Schade, dass die Autorin nicht alle Volksszenen ausgearbeitet hat. «Das Werkzeug» wäre ein prächtiges Volksstück für die Laienbühne geworden.

Anna Roner

---

heitsrechte noch nicht kannten, die alsdann dank der liberalen Strömung im Bund von bundeswegen eingeführt wurden. Ein ähnlicher Vorgang könnte sich hundert Jahre später in Sachen Frauenstimmrecht wiederholen, meinte Herr Picot.

Den kurzen Hinweisen von Ständerat Picot muss noch beigefügt werden, dass gerade die Befreiung der Frau, soweit sie bis heute gediehen ist, wesentlich ein Werk des Bundes und nicht der Kantone und Gemeinden ist. Nicht nur verlieh der Bund als Schrittmacher den Frauen die gleichen individuellen Freiheitsrechte wie den Männern. Praktisch viel nachhaltiger wirkte sich wohl die Befreiung der Frau von ihren privatrechtlichen Fesseln aus. Die kantonalen Rechte stellten die Frauen ausnahmslos unter die Vormundschaft ihrer Ehemänner oder der männlichen Verwandten. Davon liessen die Kantone auch nicht ab, nachdem die Frauen vom Bund mit den (öffentlichrechtlichen) Freiheitsrechten bedacht worden waren. Ein Bundesgesetz von 1881 verlieh vorerst den nicht verheirateten Frauen die persönliche (privatrechtliche) Handlungsfähigkeit. Die volle privatrechtliche Befreiung der Frau, ob verheiratet oder nicht, vollzog alsdann das schweizerische Zivilgesetzbuch von 1907, in Kraft getreten 1912. Es räumte mit den kantonalen Zivilgesetzbüchern, die die Frau unter Vormundschaft hielten, auf. Professor Egger schreibt dazu in seinem Kommentar zum Zivilgesetzbuch (Personenrecht, 2. A. 1930, allgemeine Einleitung Nr. 19):

> «Die kantonale Zivilgesetzgebung hatte sich in ihren Gesetzbüchern erschöpft. Sie besass nicht mehr die Kraft, das Privatrecht nach den Anforderungen der Zeit fortzubilden — die kantonale Privatrechtsgesetzgebung stagnierte. Viele drängende Rechtsfragen der Zeit,... der Rechtsstellung der Frau und der Kinder,... blieben in den meisten Kantonen ungelöst ...»

Haben wir heute nicht dieselbe Situation auf dem Gebiet der öffentlichen politischen Rechte? Macht es nicht den Anschein, als ob sich die Kantone im sehr weitgehenden Ausbau der politischen Rechte für die Männer erschöpft hätten und nun nicht mehr die Kraft und den Schwung besässen, um sie noch auf die Frauen auszudehnen? Wenn aber die heutigen Verhältnisse das Frauenstimmrecht verlangen — und das hat auch der Bundesrat in seinem Bericht nicht etwa bestritten — muss dann nicht der Bund das Problem lösen, das bei den Kantonen ungelöst bleibt, weil ihre Gesetzgebung in dieser Beziehung stagniert? Das Vorangehen des Bundes wäre umsomehr am Platz, als er damit nur die Gesetzgebung fortführen würde, die er schon auf privatrechtlichem Boden zur Befreiung der Frau und zur Anerkennung ihrer vollen Menschenwürde eingeleitet hat.

Massgebend für die Einführung von Neuerungen im Bund kann nicht sein, ob sie schon in Gemeinden und Kantonen erprobt worden sind oder nicht, sondern ob die gesamtschweizerischen Verhältnisse die Neuerung erfordern oder nicht. Genau besehen hat die Frage, wo das Frauenstimmrecht zuerst eingeführt werden soll, mit dem Föderalismus überhaupt nichts zu tun. Die föderative Struktur verlangt lediglich, dass nicht alle staatlichen Aufgaben bei der Zentralgewalt, dem Bund, konzentriert werden. Durch die Einführung des Frauenstimmrechts im Bund werden den Kantonen und Gemeinden keine Aufgaben weggenommen und dem Bund keine neuen Aufgaben übertragen.

Der Bundesrat hat in seinem Bericht vom 2. Februar 1951 weiterhin ausgeführt, die Frauen eigneten sich ganz besonders für Aufgaben des Vormundschafts- und Armenwesens sowie der Erziehung, also für Aufgaben von Gemeinden und Kantonen. Dass den Frauen auf diesen Gebieten dank ihrer praktischen Erfahrung besondere Eignung zukommt, ist unbestritten. Das will aber noch lange nicht heissen, dass sie deshalb nur in Gemeinde und Kanton des Stimmrechts bedürfen. Heute ist es doch so, das der weit überwiegende Teil der gesetzlichen Erlasse, die unser aller tägliches Leben beeinflussen, vom Bund stammt. Viele davon sind gerade für die Frauen äusserst bedeutsam. Es seien nur das Ehe- und Familienrecht, die grossen Versicherungswerke (Alters- und Hinterbliebenenversicherung, Kranken- und Unfallversicherung, Arbeitslosenversicherung) und die Gesetze über die Arbeit in den Fabriken, in Handel und Gewerbe, über die Ruhetage und die Arbeitsvermittlung erwähnt. Sie alle greifen in das Leben jeder Frau ein, sei sie Hausfrau und Mutter oder sei sie Erwerbstätige, und sie können ihr Leben erleichtern und fördern oder hemmen. Werden die Frauen auf die Gemeinden und Kantone verwiesen, so bleibt ihnen die Einflussnahme auf alle diese lebenswichtigen Gebiete versagt. Ob aber die Frauen nicht auch geeignet wären, ein Wort zu dieser Gesetzgebung mitzureden, die sie alltäglich persönlich zu spüren bekommen?

Vor hundert Jahren, als unsere moderne Demokratie geschaffen wurde, da konnte sich der Bund im wesentlichen auf die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, auf Verkehr und Militär und auf die auswärtigen Beziehungen beschränken. Damals hätte man die Frauen noch mit einigem Grund auf die Kantone und Gemeinden verweisen können. Wer es heute noch tut, verschliesst die Augen vor den tatsächlichen Verhältnissen unserer Zeit. Denn das Leben der Frau, das Haus und die Familie, werden heute wesentlich stärker durch den Bund als durch die Kantone und Gemeinden beeinflusst.

Mit all dem will nicht gesagt sein, das Frauenstimmrecht müsse in erster Linie im Bund eingeführt werden, während es in Gemeinden und Kantonen weniger wichtig sei. Hingegen soll betont werden, dass keine sachlichen Gründe dafür sprechen, mit dem Frauenstimmrecht im Bund zuzuwarten, bis es in den Gemeinden und Kantonen eingeführt ist. Das Frauenstimmrecht drängt sich bei den heutigen Verhältnissen in den Gemeinden, Kantonen und im Bund gleichermassen auf.

Entscheidend dafür, ob gesamtschweizerisch oder bloss kantonal vorgegangen werden soll, sind daher politische Ueberlegungen. Ist einmal das gesamtschweizerische Interesse für die Frage geweckt, wie eben jetzt infolge der Behandlung im Bundesrat und in den eidgenössischen Räten, dann mus diese Situation ausgenutzt und der Weg im Bund bis ans Ende (Volksabstimmung) gegangen werden. Denn wenn wir auf halbem Weg den Rückzug antreten, weil sich Hindernisse entgegen stellen, dann deutet dies auf mangelnde Entschlossenheit und Einsatzbereitschaft hin. Das wird sich zum vornherein sehr nachteilig auf Aktionen in den Kantonen, wo erst noch neu angefangen und das Interesse geweckt werden muss, auswirken.

bo.

Es ist besser eine Versicherung zu haben
und sie nicht zu brauchen,
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

Was lesen wir?

Wir Frauen kämpfen — oder sollten es wenigstens — immer wieder gegen das Verhaushaltern. Ein Kampf, der seine Berechtigung hat und gar nicht leicht ist. Es gibt tägliche Ansprüche des Haushalts, die befriedigt werden müssen, wogegen kein Mensch beachtet, dass unsere persönlichen Ansprüche warten und immer wieder warten. Ich meine hier unter persönlichen Ansprüchen nicht das neue Kleid oder den neuen Hut, sondern die so viel gepriesenen geistigen Interessen, die wir ohne geistigem Hochmut zu verfallen nun einmal haben oder doch haben sollten. Wir wehren uns gegen die Auffassung Schopenhauers, dass die Frauen weder für Musik noch Poesie, noch bildende Künste wirklich Sinn und Empfänglichkeit hätten, gäben sie solche vor, so sei es nur aus Gefallsucht. Der frauenfeindliche Philosoph übertreibt bestimmt. Sein Urteil gilt nicht für alle Frauen und würde für viele Männer auch zutreffen. Sorgen wir dafür, dass er nicht recht bekommt.

Den Kampf gegen das Versinken im unvermeidlich Alltäglichen erleichtert uns das Buch. Die eine kann keine Vorträge und Ausstellungen besuchen, weil sie kleine Kinder hüten muss, die andere wohnt weit weg oder ist abends zu müde, um noch auszugehen. Aber das Buch ist da, im Hause, ein guter Helfer. Doch schon stellt sich die Frage: Wie lesen wir? Wie wählen wir unsere Lektüre? Auf Empfehlung der guten Freundin? Auf Anraten der Nachbaren, durch Zufall, nach der Reklame, oder wählen wir einfach das Buch, von dem man spricht? Da jeder die Rebecca gelesen hat, müssen wir sie auch lesen, sonst würden wir als ungebildete Person gelten. (Hier irrt Schopenhauer nicht). Vielleicht gefällt uns irgend ein Bestseller, den uns eine Bekannte empfohlen hat, nicht besonders, vielleicht getrauen wir uns sogar ihn etwas unmoralisch zu finden. Wir fragen uns, warum den Leuten gerade dieses anzügliche Zeug so gefällt. Gefällt es ihnen wirklich oder wagen sie kein abfälliges Urteil zu äussern aus Angst, als Spiesser zu gelten? Ich glaube, dass das letztere sehr oft zutrifft. Aber lesen wir schliesslich für uns oder für andere, für das Teegespräch, die Salonfähigkeit? Dazu sollen wir noch glauben, die moderne Lesewut vermittle Bildung, sei ein Zeichen von geistigem Interesse. Hier scheint mir das eigentliche Problem zu liegen. Die Masse der Bücher, die heute verschlungen wird, insbesondere von den Frauen, hat mit Literatur und Kunst wenig oder nichts zu tun. Viele Bücher sind ein Unterhaltungsartikel, nicht besser, nicht schlechter vielleicht als ein Kartenspiel. Damit sei nichts gegen die Unterhaltung gesagt, natürlich sollen und wollen wir uns unterhalten. Warum sollten wir es nicht einmal mit einem dicken Wälzer, angefüllt mit dem berühmten Gemisch von Hass und Liebe, von Verworfenheit und Heldentum, von Intrige und Grossmut, von Spannung und Dramatik, tun? Aber dann müssen wir wirklich wissen, dass es nur Unterhaltung ist. Wir brauchen uns nicht besonders gebildet vorzukommen, weil wir alle Bestseller der letzten Jahre gelesen haben. Vielleicht haben wir uns sogar den Geschmack verdorben.

Wenn wir vor Weihnachten die Hochflut an gedruckter Produktion in den Buchhandlungen sehen, könnten wir schon etwas stutzig werden. Es sieht aus wie Ware, Weihnachtsguetzli, Lebkuchen, Fastnachtschüechli, jedes zu seiner Zeit. In einer Buchhandlung traf ich eine Frau, die ein Buch kaufen

Politisches und anderes

Ablösung des Washingtoner Abkommens

Wie seinerzeit bekannt gegeben wurde, haben schweizerische und deutsche Vertreter die Grundlagen eines Planes ausgearbeitet, wonach die deutschen Vermögenswerte in der Schweiz gegen eine an die Alliierten auszuzahlende Abgeltungsentschädigung freigegeben würde. Die alliierten Regierungen stimmten diesem Plan grundsätzlich zu. In Bern haben entsprechende Verhandlungen zwischen den Vertretern der Schweiz und der deutschen Bundesrepublik begonnen, um einen detaillierten Abkommens-Entwurf auszuarbeiten.

Frankreich und Europa-Armee

Die französische Nationalversammlung stimmte nach dramatischer Debatte mit 327 gegen 287 Stimmen einer Tagesordnung zu welche «den Gedanken einer Eingliederung von Nationalstreitkräften der europäischen Länder in eine europäische Armee billigt». Dieses Abstimmungs-Resultat wurde durch einen Kompromiss der Regierung mit den Sozialisten erkauft. Darnach soll kein deutsches Kontingent rekrutiert werden, bevor der Vertrag über die europäische Armee ratifiziert wird und der Verteidigungsvertrag darf mit keinem Staate in Beziehung gesetzt werden, der die Absicht hat im Krieg verlorene Gebiete zurückzuerobern. Diese Klausel soll den Deutschen verunmöglichen sich die verlorenen Ostgebiete mit Waffengewalt wieder anzueignen.

Aussenminister-Konferenz in London

Die Aussenminister der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens und Frankreichs führten in London Besprechungen mit Bundeskanzler Dr. Adenauer. Diese dienen der Klarstellung beidseitiger Standpunkte zur indirekten Teilnahme Deutschlands an der Nordatlantik-Organisation. Nach nichtoffiziellen Berichten soll ein Kompromiss erreicht werden. Darin wird vorgesehen, dass gemeinsame Sitzungen des Atlantikrates und des Rates der Europaarmee abgehalten werden sollen, wodurch Deutschland auf indirektem Wege die Möglichkeit gegeben würde im Rahmen des Nordatlantikpaktes mitzuwirken.

Atlantik-Konferenz in Lissabon

Mit dreiwöchiger Verspätung begann am 20. Februar, in Lissabon die Tagung des Rates, der im Atlantikpakt verbundenen Staaten. Die Tagung soll die Interessen-Gegensätze zwischen den Mitgliedern des Paktes über die Europa-Armee zu beseitigen versuchen.

Die Waffenstillstandsverhandlungen in Korea

In Panmunjom ist ein Fortschritt in den Verhandlungen erreicht worden. Die Vereinigten Nationen haben sich mit dem kommunistischen Vorschlag für eine Friedenskonferenz binnen 90 Tagen nach Abschluss des Waffenstillstandes einverstanden erklärt.

Ostdeutschland für Abschluss eines Friedensvertrages

Der Ausschuss des deutschen Bundestages für gesamtdeutsche Fragen behandelte das Begehren der ostdeutschen Regierung an die vier Besetzungsmächte in bezug auf einen beschleunigten Abschluss eines Friedensvertrages. In einer Erklärung stellt der Ausschuss fest, dass er gesamtdeutsche Wahlen als eine Vorbedingung für irgend eine Art von Diskussion über einen deutschen Friedensvertrag betrachte.

Knut Hamsun gestorben

Der bekannte norwegische Schriftsteller Knut Hamsun, der während des Krieges mit den Deutschen kollaboriert hatte und dafür verurteilt wurde, ist im Alter von 92 Jahren in seinem Heim in Südnorwegen gestorben.

6. Olympische Winterspiele in Oslo eröffnet

Vergangenen Freitag wurden in Oslo die 6. Olympischen Winterspiele offiziell durch Prinzessin Ragnhild an Stelle König Haakons, der zur Trauerfeier Georgs VI. in London weilte, eröffnet.

Holland bekämpft Ehescheidungen

Dem holländischen Parlament ist eine Regierungsvorlage unterbreitet worden, die «unüberlegte und hastige» Ehescheidungen durch Verbesserung des «Aussöhnungsverfahrens» bekämpfen will. Das Gesetz sieht besondere Organe vor, die mit dieser Aufgabe betraut werden sollen. Diese bestehen aus einem besonderen «Familiengericht» und einem «Familienrat» sowie aus kirchlichen und weltlichen Organisationen. Der Justizminister hat festgestellt, dass die Zahl der Ehescheidungen in Holland im Jahre 1950 auf 6362 gesunken ist. Sie ist aber noch immer vier- bis fünfmal höher als vor dem Kriege.

cf

---

te Angelika in den kleinen Vorgarten, wo jetzt Primeln und Maiglocken den zartgrünen Rasen bedeckten. Der Fliederbusch, dessen Zweige in die Fensteröffnung reichten, blühte wie ein einziger schneeweisser Blumenstrauss.

Sie dachte an den Vater, den sie stündlich erwartete. Sicher würde er froh sein, dieses kleine Stück Garten vorzufinden. Er, der die Natur über alles liebte, würde ja das Leben in der rauchigen, nebelfeuchten Stadt schwer erträglich finden. Sie dachte jetzt auch daran, dass die Wohnung recht eng werde, wenn ihre Kusine Rösle mitkomme. Auf der andern Seite würde ihr durch Rösles Mithilfe im Haushalt manche Erleichterung geboten. Das Ehepaar Harpers, das bisher die Bedienung übernommen hatte, wohnte nun im Dachstock.

Angelika hatte sich erneut in ihre Malerei vertieft, als sie plötzlich eine Droschke anhalten hörte. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, um sich bemerkbar zu machen. Einige Augenblicke später stand Vater Kauffmann mit seiner Nichte Rösle im Salon. Nach einer herzlichen Umarmung führte Angelika die beiden Angekommenen in ihre Zimmer, die Dienstleute mit dem Gepäck folgten nach.

Müde von der schlechten Ueberfahrt fand der stark gealterte Vater kaum noch die Kraft, aufrecht zu stehen. Mühsam schleppte er sich die Treppe hinauf. Im Bett liegend, seufzte er befreit auf, zitterte aber immer noch am ganzen Leibe und litt an heftigen Kopfschmerzen.

«Merkwürdig», sagte er, den Kopf in beide Hände gestützt, «man sagte mir, dass die Seekrankheit gleich vorbei sei, sobald man festen Boden unter den Füssen spüre. Weiss der Teufel, bei mir ist das nicht der Fall. Ah, diese elenden Schwankungen des Schiffes!»

«Morgen wird alles besser sein, Vater, und wir werden uns viel zu erzählen haben», tröstete Angelika, indem sie dem Vater eine kräftige Fleischbrühe bringen liess.

«Hast du dich gut eingelebt, Angeletta? Aufträge in Hülle und Fülle?» fragte der Vater nach alter Gewohnheit.

«Es will alles erkämpft sein. Ich darf mich nicht beklagen. Das Bild ‚Alexander, den gordischen Knoten lösend', machte viel von sich reden. Doch jetzt sollst du ruhen, du siehst angegriffen aus, Väterchen. Morgen plaudern wir weiter».

«Ich danke dir, mein Kind, aber was ich noch sagen wollte, das kann ich nicht auf morgen verspären: Schön bist du geworden, Angelina, du gleichst immer mehr deiner seligen Mutter.» Mit feucht gewordenen Augen zwang sich der Vater zu einem glücklichen Lächeln. Wie wohl es doch tat, sich von seinem Kinde verwöhnen zu lassen, dachte er, schon halb im Genesungsschlaf versunken.

«Du scheinst die Reise besser überstanden zu haben als der Vater», sagte Angelika zu Rösle, die sich inzwischen bereits erfrischt und im Atelier umgeschaut hatte.

«Ja, ich fühle mich ganz gut, aber Onkel Johann war arg seekrank. Furchtbar schlecht ist ihm gewesen, kannst mir's glauben. Ich war heil froh, als wir endlich das viele Wasser hinter uns hatten», erzählte Rösle, in ihre Mundart verfallend.

Erst zu später Nachtstunde gingen die beiden Kusinen endlich schlafen.

IV

Im Anschluss an die Jagden fand in «Marble Lodge», dem prächtigen Landsitz Lord Burkys, ein Fest statt, das in Londoner Kreisen als besonderes gesellschaftliches Ereignis galt.

Eben fuhr eine pompöse Kalesche, mit vier Schimmeln bespannt, durch die zum Schloss führende Pappelallee. Die neugierigen Zuschauer, die sich bei solchen Gelegenheiten aus den umliegenden Ortschaften einfanden, am Strassenrand standen oder sich, müde geworden, ins Gras setzten, erkannten Lord Burky, Lady Landset und ihre Tochter Eveline. Dröhnende Hurrarufe sollten die Beliebtheit des Festgebers bezeugen, der als ein gnädiger Herr galt, weil er sich nicht allzu sehr um seine Pächter kümmerte. Trotzdem gab es unter der Menge einzelne, die Verwünschungen murmelten. Das Volk beneidete den Adel, und doch liefen die Leute oft stundenweit her, nur um die Missgunst noch mehr aufzustacheln.

Lady Landset und ihre Tochter nickten der Menge ebenso zu, wie dies Lord Burky tat. Nur mit dem Unterschied, dass Lady Landset den Kopf um eine Nuance herablassender neigte. Die einstige Freundschaft mit seiner längst verstorbenen Mutter und die Nachbarschaft ihrer Güter brachten es mit sich, dass Lady Landset, die inzwischen Witwe geworden war, seit Jahren sozusagen die Gastgeberin auf Marble Lodge spielte. Seit Jahren erwartete man die Bekanntgabe der Verlobung ihrer Tochter Eveline mit Lord Burky. Das länglich schmale Gesicht Evelines war nicht ausgesprochen schön, doch besass sie jenen pfirsichartigen Teint der Blondinen, den die Engländerinnen grossenteils ihrem feuchten Klima zu verdanken haben. Im Blick ihrer blauen Augen spiegelte sich grosse Güte. Dies zum Unterschied von ihrer Mutter, deren hagere Gesichtszüge einen auffallend hochmütigen Eindruck machten.

Das Fest wurde mit einem Contre-Tanz auf improvisierter Bühne im Park eröffnet, wobei Lord Burky mit Eveline Landset anführte.

Unter den zahlreichen Gästen befanden sich Sir Joshua Reynolds und seine Schwester Frances, dann das Ehepaar Garrick, Angelika Kauffmann, der Kupferstecher Francesco Bartolozzi, mit dem sich die Malerin seit einiger Zeit befreundet hatte und der sich lebhaft für die Reproduktion ihrer Bilder einsetzte.

An diesem Fest lernte Angelika den Grafen Horn kennen, der ihr als Spross einer alten schwedischen Adelsfamilie vorgestellt wurde. Graf Horn wohnte im Claridge Hotel und hielt eigene Wagen und Pferde. Er war ein auffallend schöner Mann mit ausgesprochen empfindsamem Gesicht, weichem Mund und hellblauen Augen. An seiner gut gewachsenen Gestalt schien jeder Nerv lebendig, jede Bewegung eine Liebkosung. Er tanzte vorzüglich, ging äusserst elegant gekleidet und wusste sich über alle möglichen Themen charmant zu unterhalten. Das, was manchen in seinem Benehmen unpassend erschien, schrieben seine Freunde der ausländischen Herkunft zu.

Nach einem graziösen «Pas de quatre», den Angelika mit Graf Horn auf dem frisch gemähten Rasenplatz getanzt hatte, lustwandelte das Paar durch den Park. Angelika hob schwärmerisch den Blick:

«Stimmt es, dass man in Schweden so sehr die französische Mode lanciert?»

«Das mag schon sein. Ich bin gegenwärtig nicht besonders gut orientiert, was in meiner Heimat vorgeht, ich war in letzter Zeit auf Reisen», antwortete der Graf ausweichend.

«Sie lebten zuletzt in Paris, wie ich von Lord Burky hörte. Was sagen denn die Franzosen zu den fusshohen Frisuren ihrer Frauen?» inquirierte Angelika weiter.

«Was sollen die Männer schon zu einer Modelaune sagen, wenn die Königin selbst so hohe Frisuren trägt? Die Grattoirs gehören augenblicklich zu den galanten Geschenken der Pariser», erwiderte Graf Horn lachend.

«Scheusslich! Da sind die Engländerinnen vernünftiger, finden Sie nicht?»

«Gewiss, ganz Ihrer Meinung, Gnädigste! Die un-

wollte. Nach ihren näheren Wünschen befragt, konnte sie nur eines sagen: «Nur eine Neuerscheinung darf es sein.» Also Modell 1951/52, wie beim neuen Hut, zieht man das noch an, oder ist es démodé? Helfen uns etwa die Rezensenten bei der Auswahl? Es gibt bestimmt solche. Aber bei der Grosszahl hat man das Gefühl, der Rezensent will weder dem Schriftsteller noch dem Verleger das Geschäft verderben. Er findet darum bei jedem Buch und Büchlein in geschickten Wendungen etwas Lobenswertes. Wie viel Zuckerguss wird uns als wahres Gefühl und wie manche Rauferei als spannende Dramatik angepriesen.

Wie traurig, wenn wir die kostbaren, dem Alltag abgerungenen Stunden vergeudet haben an eine Lektüre, die nichts anderes ist, als eine geschickte Mache.

Sollen wir darum der Gegenwartsliteratur den Rücken drehen? Uns ausschliesslich an das Anerkannte und Bewährte, an die Werke der Weltliteratur halten? Tun wir es eine Weile, wir werden uns dabei wieder einen bessern Geschmack bilden. Die Neuerscheinungen werden uns aber immer wieder anziehen. Schon weil sie eben Werke unserer Zeit sind und Probleme behandeln, die uns beschäftigen. In der heutigen Bücherflut müssen wir selber die wenigen Perlen suchen. Merkwürdigerweise haben die modernen wirklichen Dichterwerke die Eigenschaft, sehr oft in besonders schmalen Bändchen zu erscheinen, im Gegensatz zu ihren brutalern Rivalen, die sich an grossem Umfange freuen. Warum werden seit dem Kriege so viele Besetzungsromane gelesen und kaum das hervorragende Büchlein von Vercors: «Das Schweigen»? Lesen wir einmal die «Kleinasiatische Reise», von C. J. Burckhardt, statt einer ganzen Reihe von Reiseschilderungen. Und warum hat eigentlich die sehr dichterische Erzählung «Bunte Schatten» von Maria Dritenbas so wenig Echo gefunden? War sie zu dichterisch und zu wenig gegenständlich für den heutigen Leser? Mir scheint, gerade im Kampf gegen die Abstumpfung des Alltags würden uns diese zarteren Schöpfungen mehr helfen, als der in die Breite gehende Moderoman.

I. M.

25 Jahre Staatsbürgerrechte für die Frauen in Holland

Nach einem Vierteljahrhundert bürgerlicher Rechtsgleichheit der Frauen im Jahre 1918 waren in den Niederlanden die Frauen zum ersten Mal wählbar, eine Sozialistin kam ins Parlament; 1922 gingen alle Frauen zur Urne, und sieben Frauen wurden gewählt. Durch den Ausfall der 5 Jahre Besetzung durch die Deutschen fielen 5 Jahre Bürgerrechte aus, weshalb erst in diesem Jahr von 25 Jahren gesprochen werden kann. Es ist ein Bedürfnis, zurückzuschauen auf den zurückgelegten Weg und die sich ergebenden Schlüsse zu ziehen, festzustellen, ob die Frauenwelt Hollands Forderungen gestellt und Fortschritte im öffentlichen Leben gemacht oder unersetzliche Werte verloren habe.

Vielleicht gehört zum Merkwürdigsten, dass schon damals von 1922 — 1952 Fräulein Dr. iur. van Dorp die liberale Fraktion ganz allein vertreten und sich den Respekt auch «durchweisster» (heisst wohl ergrauter!) Parlamentarier abrang. Und durch ihre charaktervolle Haltung war Frau Bronsvelat-Vitringa schon vier Jahre lang Gemeinderatsmitglied in einer Provinzstadt, als sie 1922 ins Parlament gewählt wurde.

Auch in Holland bildet das Parteisystem die Grundlage des politischen Lebens. Wer sich ihm nicht eingliedert und fügt, hat keine Möglichkeiten; unter dem Proportionalsystem verschwindet die «Persönlichkeit» immer mehr, man ist immer stärker nur ein Unterteilchen der Partei, und die Wähler kennen meistens nur die Liste mit ihren Nummern und selten die zu Wählenden. Für das passive Frauenwahlrecht entschieden ein «handicap». Frauen, die der Partei unbequem werden, durch zu persönliche Ansichten oder zu viel Zivilcourage, verschwinden wie anderswo auch die Männer in der Versenkung. Dies erfuhr als eine der ersten die obenerwähnte Frau Bronsvelat-Vitringa.

Immerhin schlechter als der Durchschnittsabgeordnete haben die weiblichen Parlamentarier es nicht gemacht und auch mehr als einmal haben sie sich überparteilich beraten, wenn es eine Frauenangelegenheit galt. Im allgemeinen finden sie Anerkennung bei ihren Kollegen, auch in der internationalen Arbeit, die seit dem Zweiten Weltkrieg so eingreifend ist. In den Gemeinderäten und als Mitglieder der «Provinziale Staten» (welche sich mit speziellen Fragen in der Provinz befassen und nur zweimal jährlich tagen) haben sie Gutes geleistet, sind auch in die Ausschüsse der letzteren — die «Gedeputeerde Staten» der Provinz gewählt worden, wo fest gearbeitet wird. Arbeit, welche dann auch mit fl. 8000.— und mehr bezahlt wird. Stadträtinnen haben wir vierzehn, nur eine Bürgermeisterin in einem kleinen katholischen Dörfchen, als Nachfolgerin ihres Gatten, welcher im Widerstand das Leben liess.

Was in der Schweiz vielleicht am meisten interessieren wird, dürfte die Auswirkung der staatsbürgerlichen Emanzipation auf die Frauenwelt sein. Da kann man vor allem feststellen, dass auf jedem sozialen Gebiet sehr grosse Fortschritte gemacht worden sind. Dornröschen ist aufgewacht.

Als man vor 25 Jahren einer Versammlung der Hausfrauenverein beiwohnte, da lief es einer, die in der Frauenbewegung oder im politischen Vereinsleben aufgewachsen war*, kalt über den Rükken. Als vor 25 Jahren die Landfrauen sich vereinten, waren nur wenige im Stande, klar und logisch ihre Wünsche zu formulieren. Wenn man heute eine Provinziale- oder Generalversammlung mitmacht, kann man nur staunen über alles, was erreicht wurde. In diesem Jahre wird im Rahmen der «Agrarischen Messe», welche vom 1. bis 7. Mai in Utrecht stattfindet, der Niederländische Landfrauenbund (es gibt auch einen römisch-katholischen Bäuerinnenbund im Süden des Landes) neben einer kleinen Kleiderschau eine Ausstellung für Wohnungseinrichtung organisieren. Ein ganzes Gebäude mit Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und Keller wird geschmackvoll eingerichtet, in einer Weise, die sich speziell den Bedürfnissen des Landes anpasst. Dass Landfrauen aus vielen Ländern herkommen werden, ist nur zu hoffen.

Auch der Hausfrauenverein hat sich als «Institut zur Aufklärung für die häusliche Arbeit» entwickelt. Er konnte 1951 sein «Silbernes Fest» feiern. Beim Institut haben sich allmählich der «Gasstichting», der Verein «Gut Wohnen», der «Verein der Akademikerinnen», das «Römisch-katholische Frauenzentrum» und der «Landfrauenbund» angeschlossen. Ueber das ganze Land hat man Korrespondentinnen und Abteilungen. Seine grosse Triebkraft ist seit Jahren Frau van Iterson-Rotgans. Das anfangs unbedeutende Monatsblatt hat sich zu einer interessanten Zeitschrift entwickelt und man hat den faden Titel zutreffend in «Denken en doen» (das heisst Denken und Handeln) geändert. Der Verein sendet überall, wo es gewünscht wird, eine Kiste mit Artikeln hin, die das Gutachten des Institutes erworben haben und das «fiat»-Zeichen des Hausfrauenvereins führen dürfen. Dadurch tragen die Fabrikanten immer mehr den Wünschen der Hausfrauen Rechnung, was «efficiency» anbelangt; so kann die Haushaltung billiger geführt werden, indem man den langweiligen Schlendrian bedeutend verringert anstatt nur weiter zu wursteln.

Den in den Fabriken arbeitenden jungen Mädchen wird mehr Interesse entgegengebracht. Man fängt an zu verstehen, dass die spätere Hausfrau und Mutter mehr für die Volksgesundheit bedeutet als Anno dazumal verstanden wurde, als alles, was die Frauen anbelangte, als selbstredend betrachtet wurde. Wir dürfen aber erwähnen, dass schon 1918, als die Frauenwahlrechtsfrage tatsächlich gelöst war und der «Niederländische Bund für Frauenstimmrecht» aufgelöst werden konnte*, sich daraus sofort ein Komitee «Opvoeding tot de Gezinstaak» (das heisst Erziehung zur Familienaufgabe) bildete. Das Ziel war, im letzten Jahre der Primarschule den Buben Handfertigkeit beizubringen und die Mädchen in Kochen und Kleinkinderpflege zu unterrichten. Verständnis in führenden Kreisen fanden wir damals absolut nicht. Sogar der damalige «christliche» Unterrichtsminister Dr. theol. de Visser erklärte: «Säuglingspflegekenntnis sei für junge Mädchen ... unsittlich!»

Jetzt haben 700 Männer und Frauen, zum Teil Betriebspsychologen, die Mehrzahl auf sozialem Gebiet arbeitend, während eines Kongresses, dem auch die Königin beigewohnt hat, postuliert, dass Vierzehnjährige nicht in den Fabriken arbeiten sollen, und Fünfzehnjährige nur unter der Bedingung, dass sie einen halben Tag pro Woche frei bekommen für Unterricht, der sie auf ihre künftigen Aufgaben in der Familie vorbereitet. Die gesetzlichen Vorschriften werden zirka 3000 bis 4000 vierzehnjährige und 15 000 fünfzehnjährige Mädchen umfassen. Vorläufig wird seit einigen Jahren von der «Materamabilis» und den «Sonnenblumenschulen» schon allerhand geleistet.

Selbstverständlich ist die nur von Männern gestaltete Welt sich öfters des Wertes und der Nützlichkeit der Frau im öffentlichen Leben — sagen wir ruhig ihrer Unentbehrlichkeit — noch nicht bewusst. Noch immer vergisst man die Frau! Aber immerhin, wo dies der Fall ist, wird es heute meistens nachgeholt (glückliches Holland! Die Red.), noch bevor es zu spät ist. So hat die Regierung, die eine umfangreiche Gruppe von Männern ernannte, die bei Kriegsgefahr oder Krieg die Aufklärung und den Schutz der bürgerlichen Bevölkerung auf sich zu nehmen haben, im letzten Moment doch noch fünf Frauen zugeteilt. Von diesen darf man annehmen, dass sie in weiten Kreisen wenigstens dem Namen nach bekannt sind, so dass sie durch ihren Einfluss und ihre Ratschläge zur Verhütung einer eventuellen Panikstimmung Wesentliches beitragen können. Es ist klar, dass auch in diesem Falle die politische Struktur des Volkes eine Rolle spielte, wobei die Regierung glaubte, mit fünf Richtungen auszukommen, während doch auch die sehr grosse «ausserkirchliche Gruppe» und die Juden unter den Frauen eine Vertretung hätten haben sollen. Immerhin darf man anerkennen, dass die getroffene Auswahl vernünftig ist, das Alter dieser «Vertrauensfrauen» liegt zwischen 43 und 66 Jahren.

Zum Schluss möchte ich das «Spiel» der Studenten erwähnen, die auf Einladung des Vorsitzenden der Zweiten Kammer im Parlamentsgebäude eine Sitzung abhielten. Sie war von Professoren in der Universitätsstadt Leiden vorbereitet und einige politische Parteien hatten, «ihre» Abgeordneten auch während eines Wochenendes bearbeitet. Als Gegenstand war die «Rechtliche Stellung der verheirateten Beamtin» gewählt worden. Dies ist eine Frage, womit seit Anfang dieses Jahrhunderts die einander folgenden Regierungen regelmässig ihr Spiel gespielt haben und noch immer spielen. Bei der jetzigen «Probeaufführung», oder wie man es nennen will, ging es um eine Interpellation durch ein weibliches Mitglied der freisinnigen Volkspartei, Frl. A. M. E. van Dunné, die von der Staatssekretärin beim Innenministerium, Frl. A. Adama van Scheltema, in konservativem Geiste beantwortet wurde. Das erste Mal, dass eine Frau hinter dem «Regierungstisch» sass. Die Interpellantin trug mit 63 Stimmen für, gegen 18 «christliche» Stimmen dagegen den Sieg davon. Unter den 63 waren auch drei sogenannte Kommunisten, welche, um es «richtig» wiederzugeben, Radau machten und «Anna Pauker» schrien.

Im schwarzen Gegensatz zu diesem «Spiel» steht der reaktionäre Beschluss in der antirevolutionären Partei, wo man noch immer den Frauen das passive Wahlrecht vorenthält, infolge eines Beschlusses der sogenannten «Deputatenversammlung» 1921. Die Partei kandidiert keine Frauen. Allmählich aber haben die calvinistischen Frauen angefangen, sich dagegen aufzulehnen. Sie haben seit einiger Zeit eine eigene Organisation, für welche Frl. Dr. jur. G. H. J. van der Molen, Professor für Völkerrecht an der freien, das heisst calvinistischen Universität in Amsterdam die Vorsitzende ist. Sie war so wie die bekannte Frau Diemer-Lindeboom Mitglied in einer Kommission, die unter dem Vorsitz von Dr. jur. J. Donner, Ratsherr im Obergericht (cour de cassation), einen Rapport zusammengestellt hat, der zu Gunsten der Wählbarkeit der Frau lauten soll. Man hat dies aber zuerst wegen der «Provinzialen Staten-Wahl» jetzt nochmals wegen den Parlamentswahlen vertuscht. Man weiss nämlich ganz genau, dass in Gegenden, in denen zum Beispiel die Bevölkerung sich gegen Tbc-Durchleuchtung, gegen die Bekämpfung der Rindertuberkulose auflehnt, keinen Blitzableiter duldet und ihre Besitzungen nie versichern wird — was alles unerlaubtes Eingreifen in die göttliche Vorsehung wäre — das passive Frauenwahlrecht entschieden Stimmenverlust mit sich bringen würde. Diese Stimmen würden dann der «Politisch Reformierten Partei» zufallen, die zwei Mitglieder im Parlament hat. Stimmenverlust riskiert aber nun einmal keine einzige Partei!

Dies alles wurde — natürlich ohne den wirklichen Grund zu erwähnen — in einer Tagung der antirevolutionären «fortschrittlichen» Frauen im Beisein des Parteivorsitzenden Dr. Schonsten diskutiert. Persönlich ist er für das passive Frauenwahlrecht auch in seiner Partei und hat versprochen, dass die Angelegenheit nicht «aufs Eis gelegt» werden solle. Eine Resolution gab der tiefen Enttäuschung der Frauen Ausdruck, wobei die Vorsitzende, Professor van der Molen, ausdrücklich betonte, dass «ungeachtet der Enttäuschung die Partei auf die Unterstützung, die Sympathie und das Gebet der antirevolutionären Frauen rechnen könne».

W. W. F.-D.

* Schon anfangs dieses Jahrhunderts konnten Frauen Mitglieder der fortschrittlichen Parteien werden; 1901 wurde schon eine Frau im Vorstand der Freisinnig-demokratischen Partei gewählt.

* Während des Genfer Kongresses wurde der Bund nur als «Beobachter» geduldet. Die Anmeldung zur Mitgliedschaft der Internationalen «Alliance» wurde verweigert, weil der schon in 1904 international angeschlossene «Verein für Frauenstimmrecht» behauptete, seine erst in 1907 errichtete Konkurrentin, in welcher Männer die gleichen Rechte hatten und somit auch in den Vorständen gewählt waren, arbeitete dem Frauenstimmrecht entgegen!

DITZLER
CONFITÜREN
... heben die Stimmung beim Frühstück!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Nochmals von den Aussätzigen

Gewiss haben manche Leserinnen des Frauenblattes durch den Artikel vom 5. Oktober 1951 zum ersten Mal gehört, dass es auch in unserer Zeit noch Aussätzige gibt und es interessiert sie vielleicht, noch mehr von diesen «Aermsten der Armen» zu hören. Man schätzt ihre Zahl auf etwa 10 Millionen. Sie leben meist in Indien, China, Japan, Süd-Amerika und Süd-Afrika.

Im Mittelalter und auch noch später gab es bei uns, wie in ganz Europa, noch viele Aussätzige. Sie mussten sich, wie schon zu Jesu Zeiten, auf den Strassen schon von weitem bemerkbar machen. Viele Städte hatten ihr eigenes Aussätzigen-Asyl ausserhalb derselben, wo diese Aermsten unter harten Bedingungen lebten. Wenn jemand kam, um ihnen Lebensmittel zu bringen, mussten alle Patienten schnell ihre entstellten Gesichter verhüllen, damit der Ankömmling nicht zu sehr darüber erschrecke. Es gab aber schon damals edle Menschen, die sich dieser Unglücklichen annahmen, ihre Wunden verbanden und für sie sorgten. Meistens waren es fromme Mönche; auch von der heiligen Elisabeth und vom heiligen Franz von Assisi wird uns dies überliefert.

Vor etwa 35 Jahren hatten wir in Zürich zwei aussätzige Kinder von Schweizern in Süd-Amerika, sie waren aber nicht Geschwister. Viele Jahre mussten sie in unserem Pockenspital, abgesondert von anderen Kranken, zubringen. Das Mädchen hatte rührend für seinen Leidensgefährten gesorgt, der durch den Aussatz blind geworden war. Einige Mitglieder unseres Missionsvereins haben sie einmal an einem schönen Sommertag besucht; sie standen im Garten des Spitals und wir ausserhalb. So haben wir uns längere Zeit miteinander unterhalten. Ich sehe jetzt noch den freundlichen Ausdruck auf dem durch die Krankheit entstellten Gesicht des armen, blinden Burschen, der uns zu Ehren allerlei fröhliche Weisen auf seiner Ziehharmonika spielte. — Endlich, nach mehr als zehn Jahren, wurden beide als geheilt entlassen. Das Mädchen konnte zu seinen Eltern nach Amerika zurück, hat sich dort verheiratet und durfte sich über ein gesundes Kindlein freuen. Der arme blinde Bursche erlernte später in

---

gepuderten Haare unter den entzückenden Hütchen, charmant! Uebrigens plädiert in Paris eine famose Malerin für einfache Haartrachten. Madame Vigée-Lebrun arrangiert griechische Gastmähler, die Gäste dürfen dabei nur in klassischen Gewändern erscheinen.»

«Eine gute Idee! Es ist doch sehr schön, wenn man reisen, die Welt ansehen, sich nach Herzenslust freuen darf, um dann weiterzugehen, wenn man sich zu langweilen beginnt», sagte Angelika begeistert.

«Reisen? Das können Sie doch ebenfalls. Ein Künstler kann doch überhaupt nie genug Eindrücke sammeln.»

«Unabhängige Künstler können sich das erlauben. So lange ich hier noch beständig neue Aufträge erhalte, kann von einer Reise keine Rede sein. Ich lebe hier zusammen mit meinem alten Vater, da ist das Abbrechen der Zelte nicht so einfach», erwiderte Angelika mit einem Beiklang von Resignation in der Stimme.

«Schade, Künstlerinnen kommen als Frauen nur selten zu ihrem Recht, gar oft wird ihr Frauentum der Kunst geopfert.»

«Still! Bitte, erinnern Sie mich nicht an Dinge, die nicht zu ändern sind, ich ...»

«Verzeihung, Miss Kauffmann, als Fremder beobachte ich mehr als ein Einheimischer. Ich bin sozusagen Zuschauer. Sie sollten sich vom Verkehr mit Lord Burky zurückziehen. Ich bin mit ihm befreundet. Einem Mann der Gesellschaft gegenüber zeigt er sich offen. Glauben Sie mir, das nimmt kein gutes Ende. Und ausserdem ... sehen Sie diese Landset, man wird den beiden keine Ruhe lassen, bis sie ein Paar geworden sind.»

Der Graf hatte sich in ein Feuer der Ueberzeugungskunst hineingeredet und machte jetzt eine Pause.

«Sie irren sich, Graf Horn, wir sind uns nie näher gestanden, Lord Burky hat sich mir gegenüber nie die geringste Unkorrektheit gestattet. Was auch geredet werden mag — ich weiss es nicht — ich habe keine Zeit, mich um Klatsch zu kümmern, jetzt wissen Sie die volle Wahrheit.»

Mit diesen Worten schaute Angelika dem Grafen in die Augen. Es herrschte eine lautlose Stille. Dann hörte man ein leises Knistern, ein Eichhörnchen huschte über den Weg und verschwand. Aus der Ferne ertönten die Klänge einer Laute, eine weibliche Stimme sang ein schwermütiges Lied.

«Sonderbar», nahm der Graf nun das Gespräch wieder auf, «Ihr eigener Vater müsste Sie doch eigentlich gewarnt haben, der Lord spielt den guten Geist, indem er Sie protegiert, in Wirklichkeit bringt er Sie aber in ein Gerede, das Sie nicht verdienen. Befreien Sie sich, Sie verlieren sonst Ihre schönsten Jahre mit nutzlosem Zuwarten. Hören Sie mir zu: Sie sind liebenswert, Schönheit ist Macht, verstehen Sie? Mit dieser Macht sind Sie reich genug, ohne dass Sie den ganzen Tag an der Staffelei sitzen. Die ganze Welt steht Ihnen offen! Sie brauchen nur zu wählen ... Nach Süden oder ... Norden! Ich wusste es, dass ich mich Hals über Kopf in Sie verlieben würde ... Angelika, ich muss Sie wiedersehen! Spannen Sie mich nicht auf die Folter ... ich ... werde es vor Sehnsucht nicht aushalten. Lassen Sie mich für Sie sorgen, ich werde alles tun, um Sie glücklich zu machen, schenken Sie mir Vertrauen ...»

Angelika fühlte sich von den leidenschaftlichen Liebesworten des Grafen hingerissen; willenlos liess sie sich in seine Arme schliessen und küssen ...

Nachdem sich Lady Landset mit Eveline von Lord Burky verabschiedet hatte, widmete sich der Gastgeber wieder mehr den anderen Gästen, die noch bei bester Stimmung schienen.

«Hallo, Sir Joshua, alter Knabe, hoffentlich haben Sie sich gut unterhalten», mit diesen Worten ging Burky auf Reynolds zu. «Uebrigens, haben Sie es schon erfahren? Man hat es durchgesetzt, die Kunstakademie wird in Zukunft aus der Privatschatulle des Königs unterstützt.»

«Ach was, grossartig, das muss ich gleich meiner Schwester Frances erzählen. Sie sitzt den ganzen Abend mit Doktor Johnson zusammen, der freut sich wie ein Kind über die Rente, die ihm endlich bewilligt worden ist. Der Alte braucht das Geld ja nicht für sich, er tut was er kann für Arme und Kranke, daran könnten wir uns alle ein Beispiel nehmen.»

«Der arme Doktor sollte sich aber endlich einen sauberen Rock schenken lassen. Auch seiner Perücke wird allerhand nachgeredet», bemerkte Burky lachend.

«Das Alter macht nachsichtig, Arthur. Lieber ein lauteres Herz unter einem unsauberen Rock, als umgekehrt», erwiderte Reynolds.

«Haben Sie die Garricks und Miss Kauffmann gesehen, Sir Joshua? Und in welcher Gartenlaube mag sich Graf Horn verkrochen haben? Und Bartolozzi? Mir scheint, meine Gäste haben sich im Park verlaufen, wir werden mit Fackeln nach ihnen suchen müssen.»

«Miss Kauffmann und Graf Horn unterhielten sich scheinbar sehr gut. Angelika sah übrigens reizend aus heute abend, kein Wunder, dass der Graf sie wie seinen eigenen Schatten verfolgte. Noch sehr jung, der schöne Schwede und einer, der Frauenherzen im Sturm zu erobern versteht, meinen Sie nicht?» Reynolds legte sein Hörrohr dichter an, damit ihm ja keine Silbe der Antwort entginge.

«Graf Horn macht auch Miss Landset den Hof. Er hat es auf Frauen abgesehen, die älter sind als er. Zuweilen ist mir der Mann ein Rätsel», entgegnete Lord Burky nachdenklich.

(Fortsetzung folgt)

Ernst Zahn †

Noch mögen die Blumen alle, die seinen 85. Geburtstag geschmückt und froh gemacht haben, nicht alle verblüht sein, und schon ist das Leben unseres populärsten Volksdichters der Gegenwart ausgelöscht. Ausgelöscht wie eine Kerze, die oft an beiden Enden zugleich gebrannt und geleuchtet haben mag, um viel Freude, viel gute Gedanken, viel echt schweizerisches Kulturgut dem Volk zu schenken, aus dem er herausgewachsen ist, das er geliebt hat.

Die junge Generation unserer Schriftsteller wird sein stets bereites, gütiges Wohlwollen in dankbarer Erinnerung behalten. Und aus manchem Bücherbrett wird in diesen Tagen zur Erinnerung an ihn eine alte Hand einen jener Bände herausgreifen, der dem treuen Leser besonders lieb geworden ist. Dass seine gesunden, zum Guten erziehenden Bücher in unserem Volk vor lauter Radio, Fernsehen und oft auch so seichter Roman- und Journallektüre nicht in Vergessenheit geraten mögen, wäre der schönste Dank und das ehrenvollste Denkmal für Ernst Zahn.

El. St.

Wer imstande ist, sich selbst zu erkennen, täuscht sich selten über sein Los. Und die Vorahnungen sind sehr oft nur ein Urteil über sich selbst, das man sich noch nicht ganz eingestanden hat.

Mme de Staël

Zum Tag der Kranken

2. März 1952

Das Aktionskomitee für den Tag der Kranken erlässt einen Aufruf mit der Bitte an unsere Bevölkerung, an diesem Tag in besonderer Weise der Kranken zu gedenken. Nicht nur der uns besonders nahestehenden, vielleicht nur vorübergehend Kranken, sondern ganz besonders auch jener chronisch Kranken in Sanatorien, Pflegeheimen, und da und dort allein in einsamen, in kleinen Wohnungen Dahinsiechenden.

Wo Schweres zu tragen ist — und wie schwer tragen wir am Verlust der Gesundheit —, tut es wohl, zu erfahren, dass andere an uns denken. Der Tag der Kranken hat nicht die Meinung, dass wir nur an diesem Tag so handeln — sondern, dass unsere Teilnahme, unsere Hilfsbereitschaft durch ihn überhaupt wieder aktiver wird, und wir im Gehetze des Alltags jener nicht vergessen, die Tag um Tag, und Woche um Woche stille halten müssen und so dankbar sind für jedes freundliche Gedenken, das sie wie Sonnenschein in eine grosse Dunkelheit dankbar empfangen.

El. St.

---

einem Blindenheim das Bürstenmachen und kann sich seither sein Brot erwerben.

Wir können uns kaum vorstellen, wie gross das Elend der Aussätzigen in heidnischen Ländern ist. Weil man annimmt, sie seien von den Göttern verflucht, verstösst man sie und getraut sich nicht, ihnen zu helfen. Sobald die furchtbare Krankheit offenbar wird, jagt man die Aermsten fort auf die Landstrasse hinaus. Dort müssen sie von dem leben, was sie erbetteln können, und sehen, dass sie jeweilen für die Nacht ein Versteck finden. So schleppen sich manche wochenlang, bis sie zu einem Asyl kommen. Welch ein Jammer, wenn man sie dort wegen Platzmangels abweisen muss; aber welch ein Glück, wenn sie aufgenommen werden! Wie geborgen muss sich solch ein armes, verstossenes Wesen fühlen bei liebevoller Pflege und unter teilnehmenden Leidensgefährten! Diese Bedauernswerten brauchen aber nicht nur leibliche Pflege, sondern man muss sich auch ihrer verzweifelten Seele annehmen. Sie leiden ja unter dem Fluch der Götter oft mehr, als unter ihren körperlichen Schmerzen. Welch ein Trost ist es dann, wenn sie vom Evangelium hören! Man mag über die Mission denken wie man will, aber dass sie für diese Unglücklichen ein wahrer Segen ist, wird niemand bezweifeln. Unter diesem Einfluss können sie ihr hartes Los leichter tragen und oft wird ihr ganzes Wesen verändert und veredelt, so dass sie uns Gesunde tief beschämen. Auch die Pflegearbeit, die unter diesen Verhältnissen so viel Aufopferung und Selbstverleugnung erfordert, könnte niemals geleistet werden, wenn den Betreffenden nicht täglich die dazu nötige Kraft von oben geschenkt würde.

Früher hat man in Indien und China die unglücklichen Aussätzigen, denen niemand zu helfen wagte, um nicht den Zorn der Götter auch auf sich zu laden, lebendig verbrannt, oder lebendig begraben. Jetzt hat die Aussätzigen-Mission 48 Asyle oder Kolonien für sie errichtet. Diese sind manchenorts sehr gross, zum Beispiel in Purulia in Indien leben etwa 800 Patienten. Sie wohnen in kleinen, weiss gestrichenen Häuschen, die sie alle selbst bauen, sowie auch, mit besonderer Freude, ihre Kirche. Alles, was sie an Nahrung brauchen, wird von ihnen selbst gepflanzt. Jeder Patient, der dazu fähig ist, muss irgend etwas arbeiten, denn es dürfen ja keine Gesunden (ausser dem Pflegepersonal) unter ihnen wohnen. Auch im Lesen und Schreiben werden sie unterrichtet. Da sind nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen mit grossem Eifer dabei. Es wird ihnen auch allerlei zur Unterhaltung geboten, die Freude ist ja auch ein wichtiger Heilfaktor, der die Wirkung der medikamentösen Behandlung (Chaalmoograöl-Einspritzungen) erhöht. Zur christlichen Unterweisung und zum Gottesdienst wird niemand aufgefordert: es soll jedem freigestellt sein, daran teilzunehmen oder nicht. Aber mancher Kranke, der täglich so viel liebevolle Pflege geniessen darf, geht von selbst einmal zum Gottesdienst, wenn die Glocken dazu einladen. Und hat er einmal das Evangelium erfahren, so kann er meistens nicht mehr los davon. Wie ein zartes Knöspchen sich den Sonnenstrahlen öffnet, so öffnet sich das Herz solch eines armen Aussätzigen dem Freudenlicht, das ihm aus Gottes Liebe entgegenstrahlt.

Vor etwa 75 Jahren wurde in Irland eine Missionsgesellschaft für die Aussätzigen gegründet (Mission to Lepers). Sie arbeitet in Verbindung mit 37 protestantischen Missionsgesellschaften, von denen die Missionare die Betreuung dieser Asyle freiwillig übernehmen. Sie baut Heime für die Aussätzigen, sorgt für ihren Unterhalt (Nahrung, Kleidung und ärztliche Behandlung). Alles Personal wird von ihr besoldet. Sie errichtet auch Heime für aussätzige Kinder und andere für gesunde Kinder aussätziger Eltern, in denen sie in christlichem Sinn erzogen und auf ein nützliches Leben vorbereitet werden. Sie unterstützt ferner christliche Aussätzigen-Asyle, die nicht unter ihrer Leitung stehen und sorgt für christlichen Unterricht und Gottesdienst an staatlichen Anstalten und Spitälern, die das sonst entbehren müssten. In ihren 48 eigenen Heimen und den 39 von ihr unterhaltenen Asylen sind mehr als 14 000 Aussätzige und mehr als 1200 gesunde Kinder aussätziger Eltern untergebracht.

Seit bald 50 Jahren besteht in der Schweiz ein Zweigverein dieser englischen Missionsgesellschaft, mit mehr als 200 Mitgliedern. In Zürich haben wir jeden Monat einen Arbeitsnachmittag, an dem zu Gunsten der Aussätzigen gearbeitet wird. Alle zwei Jahre findet ein Bazar statt. Der nächste soll im kommenden Frühjahr abgehalten werden, in Zürich (Blaukreuz-Lokal). Wir können für den Lebensunterhalt von 35 Kranken sorgen. Der Jahresbeitrag beträgt mindestens zwei Franken. Verschiedene Mitglieder verpflichten sich auch, einzeln oder mehrere zusammen, für einen Schützling aufzukommen. Das Kostgeld für Kinder beträgt 100 Franken und für Erwachsene 125 Franken im Jahr, da Mission und Regierung auch noch Beiträge leisten. Ich kann aus 40jähriger Erfahrung sagen, dass ein grosser Segen auf diesen Gaben ruht. Es ist richtig so, wie Hudson Taylor sagt: «Gott liebt niemandes Schuldner».

Mein Pflegesohn schreibt mir öfters liebe Briefe, die der Hausvater des Asyls von Malayalam ins Englische übersetzt und mir dann schickt. Meine englischen Antworten werden ihm dann wieder übersetzt. Schon zweimal trafen meines lieben Francis Briefe genau auf den Muttertag ein. In seinem ersten Brief an mich, vor etwa 30 Jahren, schrieb er mir, wie furchtbar das Verstossensein gewesen sei und wie glücklich er sich fühle, im Asyl sein zu dürfen und einen allmächtigen Vater im Himmel und eine liebe Mutter in Zürich zu haben. Ja, es ist wohl kaum jemand so dankbar, wie diese Unglücklichen. Sie wünschen allen, die ihrer durch Fürbitte oder Gaben gedenken, Gottes Segen. — In einem Spital am belgischen Kongo konnte ein Negermädchen nicht begreifen, dass die Vorsteherin des Spitals, eine Zürcherin, oft Gaben aus der Schweiz bekommt, von Leuten, die sie gar nicht kennt und sagte: Ja, wenn diese Schweizer nicht in den Himmel kommen, so kommt überhaupt niemand hinein!

Als Jesus noch auf Erden weilte, hat er diesen Elenden besonders viel Erbarmen erzeigt und hat uns den Auftrag gegeben: «Machet die Aussätzigen rein!»

Sollte diese oder jene Leserin durch diesbezügliche Literatur noch Näheres erfahren oder ihr Interesse und Mitgefühl durch eine Gabe bekunden wollen, so möge sie sich an Frl. A. Grob, Sekretärin des Schweizer Zweiges der Aussätzigenmission Zürich, Keltenstrasse 34, wenden. Postcheckkonto Nr. VIII 1013.

E. W.

Bitte an unsere Leserinnen!

Wir wissen, dass wir für das Schweizer Frauenblatt auf einen grossen und anhänglichen Leser- und Abonnentenkreis zählen dürfen. Aber Tod, materiell notwendige Einschränkungen, gelegentliche Meinungsverschiedenheiten dem Inhalt gegenüber, bedingen immer wieder Abgang an Abonnentinnen. Da das Frauenblatt aber seit seinen Geburtsjahren fortwährend einen harten Daseinskampf zu führen hat, sind wir stets sehr dankbar für die Angabe neuer Adressen von Frauen, die sich für die Arbeit der Schweiz. Frauenbewegung im weitesten Sinn, und allgemein kulturelle Frauenfragen interessieren. Für die Angabe dieser Adressen sind wir dankbar. Wollen Sie den untenstehenden Coupon ausfüllen und der Administration des Schweizer Frauenblatt (Winterthur, Postfach 210) zustellen?

Redaktion und Administration
Schweizer Frauenblatt

(Bitte Ausschneiden.)

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____

Mütter- und Säuglingsheim Pilgerbrunnen

Der Zürcher Frauenbund, Sektion des Schweizerischen Evangelischen Verbandes Frauenhilfe, hat seinem Mütter- und Säuglingsheim Pilgerbrunnen seit Jahren eine vom Schweiz. Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderkrankenpflege anerkannte Schule zur Ausbildung von Schwestern angegliedert. Die jungen Schwestern dürfen in diesem Hause neben ihrer beruflichen Ausbildung gleich von Anfang an den Segen einer christlichen Gemeinschaft erfahren. Etwas von diesem frohen evangelischen Geist durften alle spüren, die am ersten Februarsonntag dieses Jahres zur Diplomierungsfeier von 10 Schwestern geladen waren, die nach bestandenen Prüfungen Diplom und Brosche erhielten. Im Mittelpunkt der Feier stand die Ansprache von Frl. Pfr. Weber. — Schwestern sein, bedeute ein Vorrecht, betonte sie, weil dieser Beruf, der Berufung sei, dem Wesen der Frau entspreche und den ganzen Menschen beanspruche. Als Glieder des Schwesternstandes dürfen die jungen Schwestern ein Vertrauenserbe antreten, das sie mehren sollen durch ihre ganze Haltung. Man erwartet von ihnen, jedem Hilfsbedürftigen, ja jedem Menschen gegenüber eine schwesterliche, dienstbereite Haltung. — Lieder, gesungen von den Schwestern des Hauses, umrahmten die Feier.

E. P. D.

Exekutiv-Tagung des Oekumenischen Rates der Kirchen

Führende Kirchenmänner aus aller Welt, Geistliche und Laien aus Deutschland, England, Frankreich, Griechenland, Kanada, Schweden, der Schweiz und den Vereinigten Staaten traten am 4. bis 8. Februar in Lambeth-Palast in London zur Exekutiv-Tagung des Oekumenischen Rates der Kirchen zusammen. Diese Konferenz ist die erste der halbjährlichen vorgesehenen Tagungen des Exekutiv-Komitees für 1952.

Ausser Fragen der laufenden Arbeit des Weltkirchenrates hatte das Exekutivkomitee die nächste Tagung des aus 90 Mitgliedern bestehenden Zentral-Ausschusses des Weltkirchenrates vorzubereiten, die vom 31. Dezember 1952 bis 9. Januar 1953 in Lucknow (Indien), und damit zum erstenmal auf asiatischem Boden, abgehalten werden wird.

Ferner nahm das Exekutiv-Komitee einen Bericht über den Stand der Vorarbeiten für die Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung entgegen, die im August 1952 nach Lund (Schweden) einberufen worden ist. Das Flüchtlingsproblem, die Stellung der Frau in der Kirche aller Länder, die Berichte über die Tätigkeit des Generalsekretärs des Oekumenischen Rates in seinen Gliederungen und der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten waren weitere Fragen, mit denen sich die Exekutive beschäftigt hat.

E. P. D.

Kleine Rundschau

Von den Pfadfinderinnen

In der ganzen Schweiz, inbegriffen die «Pfadfinderinnen trotz allem», gibt es 122 Verbände mit 8277 Mitgliedern. Das Jahr 1952 ist ein Jubiläum für das internationale «Chalet» in Adelboden, das vor 20 Jahren dank der Hilfe von Mrs. Storrow aus Boston gegründet und wie vorgesehen für Tausende von jungen Mädchen zu einer «Schule des guten Willens» geworden ist. Bern hat 1089, Zürich 1702, Genf 701 Pfadfinderinnen.

bfb.

Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft

teilt mit: Das von ihr herausgegebene Verzeichnis von Ferienwohnungen mit eigener Kochgelegenheit, Ausgabe 1952, kann zum Preise von Fr. 1.80 bei der Geschäftsstelle der Ferienwohnungsvermittlung in Zug, Baarerstrasse 46 (Tel. (042) 4 18 34) oder beim Sekretariat in Zürich 1, Brandschenkestrasse 36, bezogen werden.

Aperitifs und Bauersame

Eine für den Handel angestellte Marktuntersuchung bei der bäuerlichen Bevölkerung des Welschlandes hat folgendes Ergebnis gezeitigt: von den Bauern trinken Aperetifs — Kanton Genf 47 Prozent, Berner Jura 42 Prozent, Waadt 39 Prozent, Neuenburg 33 Prozent, Wallis 8 Prozent. Dabei wird festgestellt, dass sich die «Liebhaber von Aperitifs», unter dem Einfluss der Städte, besonders unter der jüngern Bauerngeneration rekrutieren, was einen Wink für die Aperitifreklame bedeutet!

Auch diese Entwicklung erklärt zum Teil, warum der Konsum an gebrannten Getränken in den Nachkriegsjahren, gegenüber der Untersuchungsperiode 1939/40, um rund einen Drittel gestiegen ist. SAS.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 25. Februar, 17 Uhr: «Welthandel der Kinder», Vortrag von Herrn W. R. Corti, mit anschliessender Diskussion. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Zürich: Freisinnige Frauengruppe der Stadt Zürich. Mittwoch, den 27. Februar, 20 Uhr, im Lyceumclub, Rämistrasse 26. Herr Dr. Gustav Egli, Zentralsekretär des Landesverbandes freier Schweizer Arbeiter, erzählt: Aus der Werkstatt eines Arbeitersekretärs. Musikalische Darbietungen von Herr Dr. jur. Paul Neumann und Fräulein Dr. Nelly Schmid. Angehörige und Gäste sind herzlich willkommen.

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Gruppe Bern. Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 29. Februar, 15.30 Uhr: Eine Stunde heitere Musik dargeboten von Mitgliedern der Musiksektion. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 25 Februar, werden um 14 Uhr in der Sendung «Notiers und probiers» folgende Rubriken gebracht: «Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau. — Kleine Bastelarbeit. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche.» — Mittwoch, den 27. Februar, leitet Trudi Greiner um 14 Uhr ein Gespräch unter Müttern über das Thema «Der Vater und sein Kind». — Donnerstag, 28. Februar, setzt um 14 Uhr Milly Wagner-Meyer ihren Zyklus «Vom Umgang mit unseren Kleinen» mit der dritten Sendung «Die Erzählung» fort. Um 18.40 Uhr berichtet Franz Carl Endres vom «Werdegang der türkischen Frau». — In der Frauenhalbstunde am Freitag, 29. Februar, um 14 Uhr, wird zuerst von der «Gesundheitspflege während der Schwangerschaft» gesprochen. Anschliessend folgt ein Bericht aus einer Zürcher Mütterberatungsstelle: «Wie verhüten wir Rachitis?»

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

HACO QUALITÉ
schont Ihr Portemonnaie

Kaffee
ob im Tea Room oder im Haushalt
— — gleichbleibende gute Qualität ist wichtig
Ein Versuch mit unserer
GIGER-MISCHUNG
lohnt sich bestimmt!
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dulourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58